Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

MÄRTYRER

Zur Uraufführung einer Tragödie von Albert Steffen

Im Mittelpunkt der Tragödie «Märtyrer» steht das Rote Kreuz, das, aus christlichem Geiste geboren, christlichen Geist verwirklichen will. Steffen ruft das letzte, an der Schwelle des Todes gegebene Zeugnis Dunants an: «Ich bin ein Jünger Christi wie im ersten Jahrhundert und sonst nichts.» In welchem Geiste und mit welcher Treue das Rote Kreuz in Zukunft für die Rettung der Menschlichkeit im Krieg und gerade dadurch für die Vermeidung des Krieges und den Aufbau einer friedlichen Welt kämpfen soll, davon handelt dieses Werk, das, im Frühling 1940 geschrieben, am 17. September 1947 im Basler Stadttheater seine Uraufführung erfuhr.

Der Dichter hat sein Stück in eine Haupthandlung und ein Zwischenspiel aufgeteilt. Die Haupthandlung ist am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts gedacht, bezieht sich somit auf die zukünftige (in wie vielen Punkten schon heute erreichte!) Entwicklung der Menschheit. Diese zukünftige Menschheit sieht Steffen völlig ins materialistische Leben verstrickt, ihr ganzer Fortschritt liegt im Organisatorischen, Technischen, Mechanischen, Rationellen. Im Wahn und Fieber ihrer materialistischen Fortschrittlichkeit und Geschäftigkeit haben die Menschen noch mehr als die heutigen vergessen und verlernt, was ihre großen Lehrer seit Jahrtausenden verkünden: daß der Mensch im Wort geschaffen und also aus der geistigen Welt herkommt und in sie auch wieder eingehen wird, daß er dieser Welt vor jeder andern angehört und daß diese Hörigkeit gerade seine Freiheit in diesem irdischen Leben bestimmt; daß das Wort des Ursprungs den Menschen richtet, weist und fordert, daß seinem Belieben und Verfügen also Grenzen gesetzt sind und seine Freiheit in Wahrheit eine Freiheit zum Wort, eine Freiheit zum Suchen und Streben nach der ursprünglich gewollten Ordnung ist. Die Abkehr vom Wort und von der geistigen Welt, das «Aufräumen mit den alten Göttern», hatte die Vergöttlichung des Menschen und seiner materialistischen, tierischen Ziele zur Folge. Nichts hindert den Menschen fortab, das unheilbare Leben auszurotten, die Ehegemeinschaft nach Belieben aufzulösen, als Uebermensch dem Untermensch den Kampf anzusagen und schließlich Krieg zu führen. «Gott ist nicht mehr. Nur Menschen sind noch da. Sich selber sind die Menschen überlassen. Die Erde müßte ganz in sich zerfallen, wenn nicht der Mensch sich selbst zum Gotte machte», läßt Steffen den Feldherrn des Jahrhunderts sprechen.

In einen von solchen Menschen geführten Weltkrieg stellt nun der Dichter das Rote Kreuz mit seinem Bemühen, die Leiden der Kriegsopfer um der Menschlichkeit willen zu lindern. Weil aber das geistige Fundament des Roten Kreuzes bedroht

war und verlorenging, ist auch das Werk gefährdet: Der Präsident des Roten Kreuzes erhält vom Feldherrn den Befehl, über Nacht eine durch die diplomatische Konvention neutralisierte Stadt, in die sich Tausende von Verwundeten geflüchtet hatten, zu räumen, weil der Einsatz seiner Kampfmittel dies erfordere. Alle unheilbaren und die Räumungsaktion nur hindernden Verletzten sollten zurückgelassen und durch Gift aus der Welt geschafft werden. Der Präsident weigert sich, dem Befehl zu folgen; «es geht um die Idee der Menschenliebe», erklärt er, «auch unheilbares Leben ist uns heilig.» Er wird mit seinen Mitarbeitern vor ein Kriegsgericht gestellt und auf Weisung eines subalternen Justizfunktionärs erschossen, noch ehe das Gericht gesprochen hat. Bei der Vollstreckung ereignet sich ein Wunder: Aus der Reihe der «lautlos und ohne Klage» in den Tod gehenden «Märtyrer» ragt die Oberschwester in dem Kugelregen unversehrt, «als stünd' sie nicht im Erdenraum». Der Justizbeamte wird von einem Blitz der Erleuchtung getroffen und steht nun in einer Reihe mit einem der Generäle, dem ein Einsehen in das frevelhafte Tun des Feldherrn dämmert. In der äußersten Auflehnung gegen alles Recht und in der Anmaßung göttlicher Machtvollkommenheit («Der neue Mensch muß mehr als Christus sein») erscheinen dem Feldherrn die Toten des Krieges, an deren Spitze der Präsident des Roten Kreuzes, der das Haupt des Feldherrn berührt und dessen «Ichheit weghebt», damit sie in den Himmeln wiedergutmache, was sie in der Welt zerbrochen hat.

Das Zwischenspiel führt zurück in das letzte vorchristliche Jahrhundert und stellt den «Tod des Spartacus» dar. Spartacus ist ein Römersklave, dem es gelingt, einen Sklavenaufstand und Freiheitskrieg auszulösen. Zwei Mächte haben auf ihn Einfluß: der gute Genius seiner Gattin Ennoia, durch den sich schon christlicher Geist ankündigt, indem sie den Wahnsinn des Blutvergießens einsieht, und Krixus, der Sklave, der Freiheit und Führerschaft auf Blutopfern begründen möchte. Spartacus erliegt Krixus, und wie er auf dem Schlachtfeld fällt, sieht er die Straße von Capua bis Rom mit schwarzen Kreuzen eingesäumt. In dieser Todesnacht erblickt Ennoia im Geiste das Kreuz des Christus, der alle Menschenkreuze in *seiner* Kreuzigung vereinen wird. Dem sterbenden Spartacus kündet sie: «Wenn Er am Kreuze stirbt und aufersteht, dann wird aus Seinem Tode Leben keimen.»

Die Spartacusgeschichte ist mit der Haupthandlung innig verbunden: die Kriegsverletzten der neutralisierten Stadt spielen sie, unmittelbar vor deren Räumung, vor den Augen des Feldherrn, der im Theater, an einer Stätte der Wortverkündung, seinen Gegenspieler, den Präsidenten sucht. Dichter und Darsteller wollen auch in dieser Stunde den Glauben nicht verlieren, daß ein Wunder durch das Wort geschehen könne. Im Anblick dieses Spieles verlängern sich die Leidensstationen der Menschheit durch die Jahrhunderte. Und damals wie heute liegt Rettung und Hoffnung im Kreuz, im Opfer aus Liebe, im Anerkennen des geistigen Ursprungs, im Dienst aus Menschlichkeit. Im Zeichen des Kreuzes soll die Völkereidgenossenschaft gegründet werden.

Um das Werk Steffens, das von seiner anthroposophischen Anschauung stark geprägt ist und dieser Prägung die seltene Tiefe verdankt, verstehen und einschätzen zu können, braucht es ein gewisses Maß geistiger Rüstung. Aber eigentlich ist das, was hier in schönsten Versen gesprochen wird, reinste Verkündung christlichen Geistes, der wir alle offen sein sollten. Wie sehr dieser Geist der Lebensgrund des Roten Kreuzes, des Roten Kreuzes als praktisches Werk im Dienste am leidenden Menschen ist, führen uns die Märtyrer eindrücklich vor Augen. Was hülfe der Abschluß noch so großzügiger diplomatischer Konventionen zum Schutze der Opfer des Krieges, wenn sie auf Erwägungen der Nützlichkeit und nicht zuvorderst auf Menschlichkeit beruhen würden? Nur das aus der Anerkennung von Werten geschaffene Recht ist Recht und hält den Stürmen selbst des Krieges stand. Und

schließlich gemahnt uns die Besinnung auf den geistigen Grund des Roten Kreuzes daran, daß seine Konventionen und alle seine Werke nur Stationen sind am Wege des Aufbaus einer menschlichen, gerechten und friedlichen Welt. Das Ziel ist ja nicht die Menschlichkeit im Kriege, sondern die Menschlichkeit vor allem und damit gegen allen Krieg. In echt menschlicher Verkehrtheit müssen wir den Krieg ins Auge fassen, müssen auch heute wieder Konventionen revidieren und dafür die Aussparung ganzer Länder als Sanitäts- und Schutzzonen für die Millionenernten eines kommenden Krieges vorschlagen, obwohl und weil wir den Frieden wollen. Daß das Ziel bewußt bleibe und das Rote Kreuz eine lebendige und wahre Bewegung für den Frieden sei, dafür möge die Tragödie Albert Steffens einen wirksamen Beitrag leisten.

HANS HAUG

BRIEF ÜBER DAS BERLINER THEATER

Auf zwei Briefseiten ist nicht viel Platz, indessen könnte die heutige Berliner Theatergeschichte wie eh und je einen Romanband füllen.

«Max Reinhardts Deutsches Theater» und «Kammerspiele» heißen die beiden alten Berliner Bühnen jetzt wieder. Sie stehen noch immer an ihrem Platz, die Gegend ist russischer Sektor, das bedeutet für die Theater, daß sie der russischen Konzession oder Protektion unterliegen. Intendant der beiden Häuser ist Wolfgang Langhoff, ein den Zürchern bekannter Name. Nein, natürlich muß man nicht Kommunist oder SED.-Mann sein, um dort Theater spielen zu dürfen. Sind doch die Schauspieler enfant gaté aller Parteien, so wie die Journalisten dasjenige ihrer Politiker.

Die Einfahrt in den Hof der beiden Theater ist für den Neuling ein bißchen schreckhaft, da zur Linken die Straße mit einem Eisengitter abgesperrt ist, dahinter bewaffnete russische Soldaten stehen. Natürlich fahren die Berliner schon wieder oder noch immer in Autos ins Theater, man kann sie für eine Mark parkieren, eine Frau mit Armbinde verteilt Parkzettel, und die Wagen warten seelenruhig und ohne gestohlen zu werden während der Vorstellung auf ihre Besitzer. Ein Theaterdiener, alt und würdevoll, wie vor vieler Kriege Zeiten, verkauft für dreißig Pfennige einen eleganten Theaterzettel, auf dessen Vorderseite das Programm und auf der Rückseite ein kurzer Ueberblick über das Stück und den Autor gedruckt ist. Die «Kammerspiele» sind renoviert, das Parkett in dunkelrotem Samt, elfenbeinfarben die Wände mit Gold, über allem ein merkwürdig gedämpftes Licht. Das Publikum ist schäbig und auch elegant gekleidet, es folgt merkbar mit ebensogroßem Interesse wie Kritik dem Gebotenen auf der Bühne. Es wird nicht täglich das gleiche Stück gespielt. Aber im Juli gibt es, unter anderem, eine bezaubernde Aufführung; sie nennt sich Märchenkomödie, heißt «Der Schatten», und ist von einem modernen russischen Dichter, Jewgenij Schwarz. Sie wurde unter der Regie von Gustav Gründgens zu einer so einzigartigen Vorstellung, daß sicher auch der verstorbene Max Reinhardt applaudiert hätte. Worüber sich selbst die heutigen, sehr gestrengen Kritiker einig waren. Auf der anderen Seite, im Hause nebenan, im «Deutschen Theater», wird manchmal die «Russische Frage» vor schon sehr gelichtetem Parkett gespielt. Steht man in der Pause auf dem Hof und schaut unter dem Eindruck der Märchenkomödie in das trostlose Bild der Ruinen, so merkt man plötzlich, wie diese ihre Schrecklichkeit verloren haben und gegen den Himmel hängen wie Trauerweiden in einer Landschaft. Nicht alle Ruinen stehen starr und drohend nach oben, viele sind schon gebeugt, als hätten sie sich ihrem untergehenden Schicksal ergeben.

Die Ausstattung der Bühnen ist erstklassig, die Garderobe der Schauspieler elegant, Zigaretten im Bühnenbild fehlen keineswegs, obschon man sich als Zu-

schauer sofort die bange Frage stellt, wie es der Requisiteur wohl mache. Den Theaterleuten im russischen Sektor steht ein Klub zur Verfügung. Er heißt «Möve» und ist in der Luisenstraße, direkt gegenüber der Marienstraße, in der ersten Etage eines renovierten, gelblich gestrichenen Hauses, das seltsam gegen das Grau der häßlichen Umgebung absticht. Nichtmitglieder müssen zum Besuch die Bewilligung eines russischen Offiziers haben, die allerdings nicht sehr einfach zu bekommen ist. Die «Möve» ist wie eine größere Etagenwohnung, mit mehreren hohen Räumen, die in ihrer kahlen Beleuchtung eher ungemütlich wirken. Kellner in blütenweißen Jacken und schwarzen Hosen servieren eilig und scheinbar schlechtgelaunt ein Menu aus Suppe, einem Fleischgang mit Kartoffeln und Gemüse, und einem Dessert, bestehend aus zwei Riesenstücken Patisserie aus feinstem Weißmehl. Gutes Bier und guter Kaffee, das alles kostet ungefähr zehn Mark, ein Geschenk, wenn man bedenkt, daß ein Essen im Schwarzmarktrestaurant ungefähr auf 500 Mark kommt. Auch Schnäpse werden reichlich serviert und konsumiert, Kognak, Wodka, Kartoffelschnaps. Dazu spielt eine Art Tafelmusik, wie vor dreißig Jahren, ein Orchester von drei Mann. Ganz allgemein hat die Atmosphäre etwas Trostloses, die Männer sind betont ohne Krawatten, die Frauen zurechtgemacht und frisiert, aber trotzdem auf irgendeine Art demodée, überall hat man den Eindruck von Stille, ganz im Gegensatz zum lebendigen Theater, genau so wie abends auf den Straßen des Ostens und Nordens der Stadt, ganz im Gegensatz zum Westen. Immerhin, auch in der «Möve» soll es schon hoch hergegangen sein.

Am Kurfürstendamm steht als Theater nur noch die «Komödie». Sie ist fast unversehrt geblieben. Ein intimer Raum, in dem heute wie früher leicht beschwingtes Theater gespielt wird. Lustspiele und Operetten bilden den Reigen. Und die «Komödie» ist ausverkaufter als die beiden Max-Reinhardt-Theater. Der Kurfürstendamm ist britischer Sektor, dort hat man das Gefühl der größeren Freiheit, es ist nicht leicht zu erklären, die Vorschriften sind für alle Berliner gleich streng und gleich kompliziert, vielleicht liegt es nur einfach an der westlichen Luft. Eine ganz neue Bühne ist im amerikanischen Sektor in Steglitz entstanden, dort werden die besten literarischen Stücke aufgeführt. Aber als sich am 4. Juli der Premierenvorhang zu «Oh, Wilderneß», von O'Neill, mit dem ersten Akt des 4. Julis auftat, wußten die meisten Berliner nicht, daß dies eine Verbeugung vor dem amerikanischen Independence-day war, und erst als in der Nacht die Raketen und Feuerwerke knallten, und einige Berliner angstvoll telephonierten, ob er, nämlich der erwartete Krieg, ausgebrochen wäre, da wurde am andern Tag von der Presse die verwickelte Frage geklärt.

Der Klub der westlichen Schauspieler heißt DBK., Deutscher Bühnen-Klub, und ist eigentlich immer noch der alte, im Jahre 1902 gegründete, der unter Goebbels einige Zeit vegetierte und dann geschlossen wurde. Im letzten Jahr ist er in hübschen Räumen am Kurfürstendamm in der Halenseegegend wieder auferstanden. Auch in der ersten Etage besteht er aus einigen sehr gemütlichen Räumen, einem Lebezimmer, einem Lesezimmer, einer kleinen Bar und zwei großen Räumen, die als Restaurant dienen. An den Wänden hängen die Bilder berühmter Theaterleute von heute bis zurück ins letzte Jahrhundert. Die Stühle und Wandbänke sind mit reizend modernen Stoffen bezogen. Aus einer erstklassigen Küche wird Fisch und Fleisch, Weißbrot, Bier, Wein und Schnaps serviert. Die Preise sind höher als im Osten; aber alles ist so kultiviert wie im besten mitteleuropäischen Restaurant — vom Kellner im Frack bis zum Portier und zum liebenswürdigen Klubdirektor. Alles ist neu eingerichtet, und wenn man fragt, wie denn das unter diesen Umständen möglich gewesen sei, bekommt man ein großzügig lächelndes Achselzucken: «Einmal müssen wir doch wieder anfangen wie Menschen zu leben.» Es scheint, es sind die Künstler in Berlin, die diesen Anfang machen.

ERIKA MARKWALD

PHILOSOPHIE IN DEUTSCHLAND

Zu der neugegründeten «Zeitschrift für philosophische Forschung», Gryphius-Verlag, Reutlingen 1946, herausgegeben von Georgi Schischkoff

Trotz Papierknappheit und vieler anderer formaler Hindernisse schießen in Deutschland immer neue Zeitschriften aus dem Boden. Dabei ist den meisten der Charakterzug gemeinsam, daß sie brennende Zeitprobleme von einem ideellen Standpunkt aus «prinzipiell» lösen wollen, was aber bei dem Tiefstand des gesamten Lebens kaum mehr möglich sein dürfte. Unter diesem Aspekt erwecken diese Unternehmen sehr oft den peinlichen Eindruck einer sterilen Unwirklichkeit, was nur dazu beiträgt, den spöttischen Unterton in dem Ausdruck «Volk der Dichter und Denker» noch mehr zu befestigen, als dies bis jetzt schon der Fall ist.

Um so erfreulicher sticht die im Jahre 1946 gegründete «Zeitschrift für philosophische Forschung» von dem Großteil der übrigen Neugründungen ab. Sie stellt nämlich als Grundbedingung für die Aufnahme von Beiträgen, daß dieselben Ergebnisse einer wirklichen «Forschung» im besten Sinne des Wortes darstellen müssen. Diese Bedingung ist in dem ersten vorliegenden Heft tatsächlich erfüllt, und so fehlt auch jene gefährliche und nicht nur bei den Deutschen vorhandene Tendenz, daß das allgemein wachsende philosophische Interesse in Theoretisieren und in «Philosophiererei» im Sinne einer Art Halbbildung umschlägt, wie dies zum Beispiel bei gewissen Jüngern der Existentialphilosophie ganz deutlich, manchmal sogar in erschreckendem Maße der Fall ist.

Eine andere erfreuliche Seite dieser Zeitschrift besteht darin, daß sie betontermaßen *nicht* das Organ eines *bestimmten* philosophischen Kreises sein will, sondern daß sie sich allen möglichen Strömungen und Problemgebieten unparteiisch zur Verfügung stellt, also weitgehend orientierenden Charakter besitzt.

Die Idee des Unternehmens stammt ausschließlich vom Herausgeber selbst. Dieser stammt aus Bulgarien, lebt aber schon sehr lange in Deutschland und ist ein Schüler von Prof. Kurt Huber, der durch einen allzu frühen Tod bei dem Münchner Studentenaufstand im Juli 1943 aus seiner Forschertätigkeit gerissen wurde.

Es ist deshalb ein schöner Zug, daß der Verstorbene nicht nur durch einen Nachruf, sondern durch die posthume Publikation seiner Studie «Leibniz und wir» geehrt wird. Wie der Titel schon sagt, handelt es sich um eine Verbindungsaufnahme zwischen modernen Problemstellungen und der Leibnizschen Philosophie. Diese besteht ja in einer großartigen Zusammenschau aller natur- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnis der damaligen Zeit, während anderseits unsere modernen Denker von Format die künstliche Kluft zwischen beiden Wissenschaftsgebieten zu überbrücken, die Universitas wiederherzustellen suchen. Hubers Arbeit enthält nun eine Menge Anregungen, die Leibnizschen Gedankengänge wiederaufzunehmen und nach dem Stand unserer heutigen Wissenschaft in einer Art Leibniz-Renaissance auszubauen.

Da sich die europäische Philosophie schon seit geraumer Zeit vornehmlich mit Erkenntnistheorie befaßt, so enthält die Zeitschrift naturgemäß mehrere Aufsätze aus diesem Gebiet: «Das Modalitätenproblem», von Walter Bröcker (während des Krieges Professor an der Universität Rostock), «Gottlieb Frege als Philosoph», von Prof. Paul F. Linke, Jena (scharfer Bekämpfer des Irrationalismus und der Existentialphilosophie), «Zum Problem der philosophischen Grundlehre», von Prof. Rudolf Zocher (Ordinarius in Erlangen). Logik und Erkenntnislehre mögen als sehr trockene und unfruchtbare Wissenschaftszweige erscheinen; sie stellen aber eine heute unumgängliche Selbstkritik der eigenen Forschungsmethoden dar, die um so notwendiger erscheint, wenn man bedenkt, wie nahe zum Beispiel die Ausdrucksweise

der Existentialphilosophie manchmal bereits an sträflichen Mißbrauch der Sprache grenzt und wieweit unser Fühlen und Denken überhaupt sich durch die zunehmende Verwirrung der Begriffe auf den toten Geleisen von Mißverständnissen und des Aneinandervorbeiredens bewegt.

Prof. Willy Hellpach (Leiter des psychologischen Instituts in Heidelberg) ist mit einem außerordentlich klar geschriebenen Aufsatz «Numen und Ethos, Ansatz zur Weltreligionsphilosophie» vertreten. Hellpach sieht das Gemeinsame der großen Weltreligionen wie das Wesentliche jeder *Religion* überhaupt in der innigen Verschmelzung und Wechselbeziehung des Numinosen — dessen Momente in dem heiligen Erschauern, im Mirum, Tremendum usw. bestehen — mit dem Ethischen, dem Moralischen. Wegen des Fehlens eines wirklichen Ethos erkennt er deshalb zum Beispiel der homerischen Götterwelt der Griechen das Prädikat «religiös» ab, wehrt sich aber anderseits gegen die Verengung des Begriffes «Ethos» auf dem Gebiet des sozialen Ethos.

Eine als Anregung gedachte, vergleichende Studie von wenigen Seiten «Was können wir von der Philosophie der Inder lernen?», von Helmuth von Glasenapp (Tübingen), rundet das Bild von der Vielseitigkeit der Zeitschrift ab.

Man könnte ihr vielleicht den Vorwurf machen, daß sie in der heutigen Zeit zu sehr abseits stünde; denn es mehren sich ja die Rufe an die philosophischen Fachgelehrten nach einer lebensnahen und volksverbundenen Philosophie. Demgegenüber steht das Geständnis Zochers: «Der Philosoph muß Zeit haben. Zeit haben müssen gegenüber dem drängenden Rufe des Lebens — darin drückt sich vielleicht die Tragik des philosophischen Menschentypus, seine eigenste Tragik aus.» Dazu kommt noch eine andere Tragik unserer Zeit: Sobald ein Philosoph mit seinen Gedankengängen zufällig oder absichtlich in Berührung mit Gegenwartsfragen gerät, so pflegt seine Lehre zu abwegigen Zwecken mißbraucht, verdreht oder regelrecht ausgeschlachtet zu werden, was für den Autor zur Folge hat, daß er — kraß ausgdrückt — im Propagandaministerium oder im Gefängnis landet oder bei dem raschen Auswechseln der heutigen Ideologien beides hintereinander. Es mag daher eher als Vorzug erscheinen, wenn einige momentan im Rampenlicht stehende Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens nicht auf der ständigen Mitarbeiterliste figurieren und dafür mehrere ausländische Gelehrte wie Lord Bertrand Russell oder die Professoren Le Senne und Lavelle von der Sorbonne ihre Mitarbeit zugesagt haben. Die Zeitschrift, die mit ihrer Auflage von 6500 Exemplaren in der französischen Zone bereits vergriffen ist, würde es verdienen, daß sie sich trotz aller Schwierigkeiten erhalten und trotz der Absperrung auch im Ausland einführen könnte.

DR. WALTER ZÖLLNER

PIERRE LOTI UND DER ORIENT

Eine Ausstellung türkischer Kunst im Pariser Musée Cernuschi zeigte neulich als eines ihrer besten Bilder «Le Bain Turc» vom Künstler Tourgout Zaim: eine nackte, dem Bad entstiegene Türkin, die ihr schwarzes Haar zurechtmacht. Nichts könnte die Zwangsrevolutionierung der türkischen Sitten durch Mustafa Kemal Atatürk besser kennzeichnen als dieses Dokument. Was früher für die Oeffentlichkeit am allergeheimsten war, wird heute exhibiert, und wer die alte Türkei noch persönlich erleben durfte, hat heute Mühe, sich die damaligen Sitten vorzustellen. Historischer Wert kommt deshalb den noch immer viel gelesenen Romanen von Pierre Loti zu: «Aziadé», «Les Désenchantées», «La Turquie agonisante». Wir erfahren durch sie sogar weit mehr als ein gewöhnlicher Orientreisender, der sich

für die Frauenfrage interessierte, ermitteln konnte. Allerdings drängte sich jedem Leser von Lotis Romanen die Frage auf: Sind diese Erlebnisse wahr? Sind die Angaben zuverlässig? Die Antwort finden wir in einer an Format und Inhalt außergewöhnlichen Doktordissertation von Pierre E. Briquet: *«Pierre Loti et l'Orient.»*[1] Briquet hat sich als Amerika- und Romkorrespondent genferischer Blätter einen Namen gemacht. Er hat aber auch, was weniger bekannt ist, in jüngeren Jahren in der Türkei gelebt, und zwar in der vorkemalistischen Zeit, als die Männer noch Turbane und rote Mützen und die Frauen mehr oder weniger dichte Schleier trugen. Was er uns auf 608 Seiten zu erzählen weiß, fußt also zum Teil auf eigenen Beobachtungen. Aber vor allem erstrecken sich seine mehrjährigen Studien auf den Dichter Loti und sein Werk, und um das Selbstbiographische in den Reisebüchern des verstorbenen französischen Marineoffiziers besser deuten zu können, reiste Briquet selbst nach Lotis Vaterstadt Rochefort und setzte sich mit der Familie Viaud in Verbindung.

Pierre Loti hat, aber nur was die Abenteuerromantik anbelangt (ich betone dies ausdrücklich, damit man mir den für ihn wenig schmeichelhaften Vergleich verzeihe), Aehnlichkeit mit Karl May. Beider Romane haben, trotz ihrem großen Unterschied in künstlerischer Hinsicht, eines miteinander gemeinsam. Sie sind so egozentrisch abgefaßt, daß sich der Leser unwillkürlich fragt: Ist dies wahr? Hat der Verfasser dies wirklich alles erlebt? Karl May hat alles getan, um seine Lesergemeinde zu überzeugen, daß er mit den von ihm konstruierten Helden Old Shatterhand und Kara ben Nemsi identisch sei und hat, damit man es eher glaube, in Radebeul bei Dresden ein Karl-May-Museum gegründet. Auch Lotis Geburtshaus in Rochefort ist ein Museum, mit einer Moschee im ersten Stock, wo die Grabstele seiner geliebten Aziadée, die auf dem türkischen Friedhof in Eyub begraben sein soll, aufgestellt ist. «Konnte Loti türkisch?», so lautet eine Ueberschrift in Briquets Buch, und die Antwort lautet: sehr unvollkommen. Er hatte sogar Mühe, sich mit seinem eigenen Diener zu verständigen. Auch Lotis auf Aeußerlichkeiten beruhende Türkenfreundschaft und seine oft inkonsequente feindliche Einstellung Europäern und christlichen Orientalen gegenüber untersucht Briquet kritisch und unvoreingenommen. Aber Lotis glänzenden Milieuschilderungen und seiner Intuition im Erfassen exotischer Sitten und Bräuche tut dies keinerlei Abbruch. Wer sich für die Türkei der Vorrevolution und speziell für die damalige Stellung der Frau interessiert, der darf Pierre Loti und seinen gewissenhaften Kommentator Pierre Briquet nicht außer acht lassen.

EDUARD GRAETER

[1] Editions de la Baconnière, Neuchâtel.